

Erdbeeren im Winter : die kulturelle Bedeutung des Unerwarteten und des Staunens, aufgezeigt an den Metamorphosen eines alten Wunschmotivs

Autor(en): **Scharfe, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **106 (2010)**

Heft 1: **Alltagsglück**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erdbeeren im Winter

Die kulturelle Bedeutung des Unerwarteten und des Staunens, aufgezeigt an den Metamorphosen eines alten Wunschmodivs

Martin Scharfe

*Kleines Glück in allen Ehren,
nachdem anderswo selten
großes erblüht, aber [...].*
Ernst Bloch (unvollständiges Zitat)¹

Märchen-Prolog mit den drei Männlein

Ist es ein Glück, mitten im kalten Winter rote, reife, süsse Erdbeeren unter dem Schnee zu finden? Ist es ein grosses Glück, oder wenigstens ein kleines? Das lieblich-schöne Mädchen, das im Märchen von den «drei Männlein im Walde» (so wie es die Brüder Grimm gefasst haben²) von der bösen Stiefmutter mit dem unmöglich zu erfüllenden Auftrag in den Winterwald geschickt wird, damit es dort erfriere oder verhungere – dieses Mädchen im dünnen Papierkleid wird den unerwarteten, von den drei rätselhaften Männlein verschafften Fund schon als Glück empfunden haben; der Märchentext, der mit der Mitteilung von Gefühlen geizt, sagt uns immerhin, die Finderin habe Freude empfunden.



Abb. 1: Die böse Stiefmutter schickt Linchen mitten im Winter zum Erdbeer-Sammeln. Illustration von F.A. Pfuhle, 1912.

Doch das Erdbeerkörbchen bedeutet nur vorläufiges Glück, denn die Stiefmutter versucht dem guten Mädchen erneut «Herzeleid» zuzufügen. Mitten in der Strafaktion aber («Garn schlittern» auf dem zugefrorenen Fluss) kommt das Glück erneut, und diesmal als grösseres: der König nimm das Mädchen zur Frau, so dass nun die erstaunlichen Erdbeeren und die anderen wunderbaren Gaben (dem Mädchen fallen Goldstücke aus dem Mund, und es wird alle Tage schöner) nur als Vorzeichen eines bedeutenderen glückhaften Ereignisses erscheinen. Die Dramaturgie der Geschichte indessen, die erfreuliche und widrige Entwicklungen sich jagen lässt, verlangt (nach dem intendierten Tod im Winterwald und auf dem Eis des Flusses) einen «dritten», nun unabwendbar erscheinenden «Tod»: Stiefmutter und Stiefschwester werfen die Königin in den Fluss, wo sie sich in eine Ente verwandelt. Der König freilich vermag den Geist durch eine Zaubergeste zu erlösen, und jetzt erst ist das Glück vollkommen.

Wer das Märchen zur Gänze kennt, weiss, dass es auch völlig anders gelesen werden könnte (zumal dann, wenn man die Bestrafungen der nicht nur herzlosen, sondern auch bitterbösen Stiefmutter und der Stiefschwester in Betracht zieht) – nämlich als in das Gewand einer unterhaltsamen Geschichte gekleidete Moral-fabel. Denn die unartige und neidische Stiefschwester (welche die drei kleinen «Haulemänner» nicht als Überirdische erkennt) wird verflucht; sie soll jeden Tag hässlicher werden, bei jedem Wort soll ihr eine Kröte aus dem Mund springen, und am Ende soll sie eines «unglücklichen» (!) Todes sterben. Der glückhafte Erdbeerfund aber des artigen und guten Mädchens, die so unerwartete wie schicksalhafte Begegnung mit dem König, die wundersame Erlösung aus dem Zauber erscheinen uns nun als durch Wohlverhalten und Humanität *erdiente* (um nicht zu sagen: erzwungene) Mirakel.

Wohlgemerkt: *Uns* Leserinnen und Lesern legt sich dieser Zusammenhang nahe; wir möchten argwöhnen, hier sei versucht worden (und ich setze nun einen zentralen pietistischen Ausdruck ins Weltliche); durch «Werkeln» das «Heil» zu erzwingen – zu unserer Vorstellung von Glück aber gehöre doch nicht nur wesentlich der Aspekt des *Unerwarteten*, sondern auch der des *Unverdienten*. Doch unerwartet, als unverdient müssen die wundersamen Ereignisse auch dem gutmütig-sozialen, dem ichlos-bescheidenen Mädchen vorgekommen sein: Es war naiv; es konnte den notwendigen Zusammenhang, ja Korrespondenzzwang zwischen Tun und Konsequenz nicht sehen; es verkannte die Macht der drei unscheinbaren Männlein aus dem Jenseits; ihm also geschah Glück.

Schon diese wenigen Spiegelungen verweisen nicht nur auf die Subjektivität der Kategorie Glück (was den Empiriker dazu bringt, dem Glücksempfinden und den *Vorstellungen* von Glück nachzuspüren), sondern sie schüren auch das Miss-trauen in die Kategorie Glück, wie es aus den massenhaft gesammelten Belegen der sprachlichen Überlieferung – als Indizien der Gefühle und Empfindungen durch Zeiten und durch Klassen hindurch – herausraucht. Die heftigen Akteure des Grimmschen Wörterbuches haben ihren Stoff auf fünfzig Spalten ausgebrei-



Abb. 2: Die gute Tochter findet durch die Hilfe der drei Männlein im Walde Erdbeeren unterm Schnee. Illustration von Otto Ubbelohde, um 1909.

tet, wir sind verwirrt, entnehmen dem Text aber als wichtige Erkenntnis, dass das Wort Glück ursprünglich keineswegs die positive Bedeutung hatte, die wir ihm heute beimessen; vielmehr, erfahren wir, war «Glück» ursprünglich nichts anderes als «Schicksal», «Geschick» (etwa wie das lateinische *fortuna*), es bezeichnete den günstigen *oder* ungünstigen Ausgang einer Sache.³ Dieses Schillern kennzeichnet offenbar auch die Auffassungen von der Sache selbst, die sich in den über tausend Sprichwörtern niedergeschlagen haben, die wir im Wanderschen Lexikon nachlesen können⁴: Bei einem Glück sind zwei Unglücke; Das Glück des einen ist das Unglück des andern; Das Glück torkelt überzwerch feldein; Das Glück gibt dem einen die Nüsse, dem andern die Schalen; Glück ist des Unglücks Mutter und so weiter.

Exkurs: Glück als Chimäre

Wenn wir also die Bedenken bei einigen Skeptikern deutlicher artikuliert, die Vorbehalte stärker untermauert finden, wundert uns das nicht. Vor allem vier Aspekte sind es, die wir herausgestellt und beleuchtet sehen.

Man stösst zum einen auf die Betrachtungsweise – insbesondere Arthur Schopenhauer hat sie in unterschiedlichen Variationen vertreten –, das Glück sei wesentlich «negativer, nicht positiver Natur». Denn alles Wünschen beruhe auf einem Mangel. Wenn dieser aber aufgehoben sei, höre auch das Wünschen auf und

mithin der Genuss; «Beglückung» könne niemals *mehr* sein «als die Befreiung von einem Schmerz, von einer Noth».⁵ Konkreter: In der Abwesenheit von Schmerzen und von Langeweile sei «das irdische Glück im Wesentlichen erreicht», alles «Uebrige ist Chimäre».⁶

Die Idee von der «Negativität alles Glücks»⁷ ist – zum andern – vielleicht noch gesteigert in den verschiedenen Anläufen zur Schmähung des «kleinen Glücks», wie sie vor allem Friedrich Nietzsche immer wieder unternommen hat. Denn: «Dicht neben dem Wehe der Welt, und oft auf seinem vulcanischen Boden, hat der Mensch seine kleinen Gärten des Glückes angelegt»⁸; und letztere schmäht der Philosoph deutlich angewidert und durchaus auch mit antisozialistischem Affekt – dieses «Tiktak des kleinen Glücks»⁹, «die kleinen Tugenden, die kleinen Klugheiten, die Sandkorn-Rücksichten, den Ameisen-Kribbelkram, das erbärmliche Behagen, das <Glück der Meisten>».¹⁰

Alle diese Äusserungen sind durchwirkt vom Bewusstsein der Relativität – von der Erkenntnis also, zum dritten, dass, so hat es Schopenhauer ausgedrückt, «unsere Glücksäligkeit und Unglücksäligkeit bloss eine Proportionszahl ist zwischen unsern Ansprüchen und Dem, was uns zu Theil wird».¹¹ Er wird dabei an die Formel und Redensart «Glück im Unglück» gedacht haben und wohl auch an eine Szene, an die sich seine Mutter, Johanna Schopenhauer, bis ins hohe Alter erinnerte. Kurz nachdem die Danziger Familie in einer Kutsche vom Haus weggefahren war, um die Konfirmation der Tochter zu begehen (am Samstag vor Pfingsten wohl des Jahres 1780), stürzten drei Häuser in der unmittelbaren Nachbarschaft zusammen – vielleicht, argwöhnte Johanna später, war die Erschütterung des engen Pflaster-Gässchens durch den Wagen «der letzte Stoß gewesen, der die sehr baufälligen Gebäude niederwarf». Die Zahl der Toten und Verletzten war hoch; doch unter den («wie durch ein Wunder», sagt man) unverletzt Überlebenden befand sich «der sehr schuldige Urheber des ganzen Unglücks, der Eigenthümer der eingestürzten Häuser, dessen schmutziger Geiz, unerachtet aller an ihn ergangener Warnungen und Ermahnungen, ihn stets abgehalten hatte, auf die Erhaltung des baulichen Zustandes seines Eigenthums etwas zu verwenden». Und dann beschreibt Johanna Schopenhauer plastisch eine eindrucksvolle Szene: «Der eigensinnigste Zufall hatte gewollt, daß sein Stuhl, nebst dem kleinen vor demselben befindlichen Tische, gerade auf den einzigen Theil des Gemäuers gestellt worden war, der unversehrt stehen blieb, als Alles rings umher zusammenbrach. Ganz isolirt, hoch in der Luft, in Schlafrock und Nachtmütze, saß vor aller Welt Augen die bebede, fast entgeisterte Jammergestalt des widrigen Greises, wie am Pranger, von Keinem der rings um ihn her noch immer nachstürzenden Ziegel und Balken getroffen. Tief unter ihm tobte mit wildem Hohn ein wüthender Haufen, bereit, sobald er herunter käme, auf seine Weise über ihn Gericht zu halten. Erst später, als der ganze Raum mit Wachen umstellt, und die müßig dastehenden Zuschauer entfernt worden waren, durfte man es wagen, den vor Angst halb toten Alten von seinem erhabenen Platz hinunter in Sicherheit zu bringen.»¹² Der alte Geizhals war also mit dem Leben davongekommen, insofern hatte er Glück.

«Die Franzosen pflegen spottend zu behaupten, daß wir Deutsche», fährt Johanna Schopenhauer fort, «wenn irgend jemand etwa ein Bein gebrochen hat, ihn immer noch glücklich preisen, weil er nicht zugleich den Hals brach, was doch leicht hätte geschehen können. Sie nennen das *le bonheur allemand*».¹³

Das lässt sich füglich aus der nationalen Perspektive des 19. Jahrhunderts transponieren auf ein allgemeinkulturelles, auf ein allgemeinmenschliches Niveau – nämlich auf die Konstellation des relativen Glücks im Unglück. Doch von da ist es nicht weit zur Spiegelfigur des Unglücks *im* Glück oder des Unglücks *durch* Glück oder des Scheiterns *am* Glück, anders gesagt (und das wäre ein vierter Aspekt): des Unbehagens im Glück¹⁴, ja gar der Gefährlichkeit des Glücks, der «Gefahr im Glücke»¹⁵ – oder, mit dem Sprichwort gesprochen: der Tücke des Glücks – «Das Glück ist voller Tück!» Auch hier ist nochmals Arthur Schopenhauer zu erwähnen, der nicht nur an die Gefährlichkeit, sondern sogar an die Gefahr der Tödlichkeit grosser Glücksfälle erinnern wollte.¹⁶ Doch auch andere aufmerksame Beobachter waren von einer Erfahrungs- und Denkfiguration fasziniert, derzufolge gerade der Erfolgreiche nicht glücklich wird. Freud handelte über diejenigen, die am Erfolg scheitern¹⁷, und Ernst Bloch erinnerte an den «Chok am Gelingen» und an die «Melancholie der Erfüllung».¹⁸

Gefährliche Erdbeeren

Von solchen Empfindungen der Enttäuschung oder gar der Gefahr des überraschenden, des unerwarteten Fundes war im Märchen über die drei Männlein im Walde nicht die Rede gewesen: Dem Mädchen war das Glück naiv begegnet, ohne Vorbehalt, ohne Hinterhalt. Und das sollte sich ja auch auf die reale Erfahrungswelt der Menschen übertragen lassen – Gartenerdbeeren, insbesondere aber Walderdbeeren¹⁹ als köstlicher Genuss, Erdbeersuchen im Walde nicht nur als ökonomisches Hilfsmittel armer Leute, sondern auch als «besonderes Vergnügen» an Samstagnachmittagen und Sonntagvormittagen.²⁰ Dem grossen Lichtenberg war die frische Leckerei einst so wichtig, dass er ihr jeweils frühsummerliches Erscheinen über Jahre hinweg in seinem Staatskalender vermerkte: «morgens die ersten Erdbeern ausrufen hören» (13. Juni 1789), «erste Erdbeeren auf dem Tisch» (22. Juni 1791)²¹ – kein Wunder also, dass die Erdbeeren als Frucht des Paradieses gelten konnten.²²

Verwunderlich ist indessen – freilich nur auf den ersten Blick! –, dass die kostbaren Erdbeeren in der vormodernen Kultur fast zugleich auch als (um es so zu sagen:) Früchte der Hölle auftreten konnten, als verführerische, gefährliche, schädliche Objekte, vor deren Genuss – insbesondere zu bestimmten Zeiten – gewarnt wurde. Vereinzelt galt, dass der Jäger vor der Sommersonnenwende keine Erdbeeren essen dürfe, weil er sonst keinen sicheren Schuss mehr tun könne²³; andernorts hiess es, nach dem Genuss von Erdbeeren, die an einer ganz bestimmten Stelle wüchsen, komme man nicht mehr von der Stelle.²⁴ Am meisten verbreit-

tet aber scheint das Erdbeer-Essverbot für Schwangere und für Mütter, denen ein Kind gestorben war, gewesen zu sein, wobei wohl in der Regel der Sommerjohannitertermin (der 24. Juni) eine wichtige Rolle spielte. Die trauernde Mutter sollte vor diesem Tag keine Erdbeeren essen, und auch der Schwangeren war die Frucht bis zu diesem Termin untersagt – «sonst ißt sie dem Kinde die Freude ab».²⁵

Inwieweit nun hinter solchen Warnungen tradierte Gesundheits- und Krankheitsvorstellungen stehen oder gar auch Ahnungen untergründiger Erotik, muss und kann hier nicht erörtert werden²⁶; es reicht der Hinweis auf die ambivalenten Bedeutungsmöglichkeiten der Erdbeeren und vor allem auf die Vorstellung von der Gefährlichkeit der verführerischen Frucht, wie sie uns Carl Spitteler in seiner hinreissenden, um 1890 herum geschriebenen Erzählung «Xaver Z'Gilgen» so eindrücklich vorgestellt hat. Der Magister führt die Kinder aus Brunnen über den Yberg zum Fest nach Einsiedeln. Die Eltern warnen die Kinder mit Schlägen, ja keine roten Beeren im Wald zu essen; auch der Lehrer soll sie zur Erinnerung nochmals züchtigen. Allein Xavers Tochter Speranza, die von ihrem Vater nie geschlagen wird, isst keine Beeren. Die andern aber fesseln den Magister und fallen über die Beeren her, allen Warnungen zum Trotz. Einige der Kinder sterben, andere sind lange schmerzhaft krank. Speranza bleibt als einzige gesund – was Xaver den Vorwurf der Zauberei einbringt und sein böses Schicksal beschleunigt.²⁷ Uns aber genüge der verdeckte Hinweis auf das düstere Geheimnis der süßen, roten Früchte und auf die Fragwürdigkeit ihres Genusses.²⁸

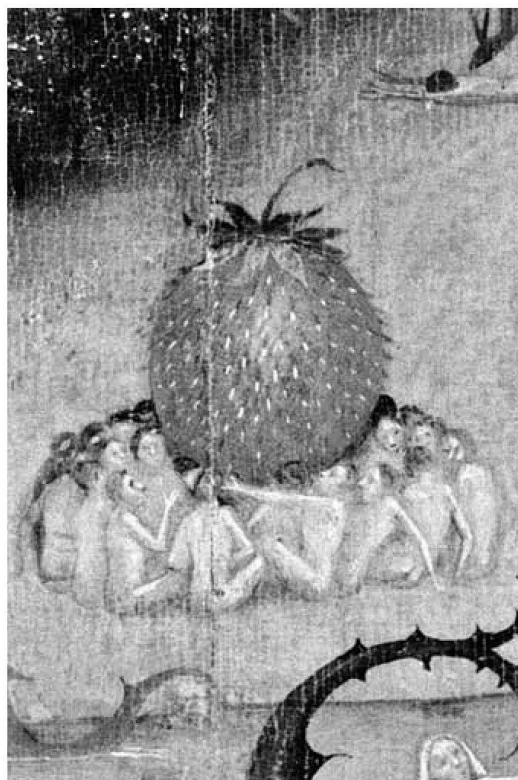


Abb. 3a, b: Erdbeer-Phantasien (Ausschnitte) aus Hieronymus Boschs Triptychon im Madrider Prado (Mittelteil, 1480/90), das seit etwa einem Jahrhundert «Garten der Lüste» genannt wird.

Wunsch und Wunder («Wintergarten»)

Sagenhafte Überlieferungen aller Art sind uns also bis heute Zeugnis der Faszination, die von den aromatischen Beeren ausging. Vor allem die Vorstellung, dass man über diese Früchte jederzeit verfügen könne, hat tiefe Spuren in den Erzähltraditionen hinterlassen. «Wintergarten» ist das Stichwort: die Idee nämlich und der Wunsch, dass man auch in der kältesten Jahreszeit einen blühenden, fruchtetragenden Garten zuhause habe.²⁹ Dass man solche Absurditäten³⁰ und Paradoxien mit Zauberei zu «erklären» versuchte, versteht sich fast von selbst. Der herbeigezauberte Garten wurde zum einen Albertus Magnus angedichtet³¹, zum andern der späteren Gestalt Dr. Faust³² – die schönste und ausführlichste Fassung der Geschichte aber hat um das Jahr 1350 Eingang in Boccaccios Dekameron gefunden, wo (es ist die fünfte Geschichte des zehnten Tags) ein «Schwarzkünstler» den Auftrag erhält, im Januar «einen Garten voll grüner Kräuter, Blumen und belaubter Bäume» zu schaffen – «nicht anders, als wäre es Mai», was dem «kundigen Mann» denn auch ohne erkennbare Schwierigkeit gelingt.³³

Dass solche vorgebliche Zauberkunst von kirchlich-christlich orientierten Autoren strikt zurückgewiesen, also als «Laster», «teuffelsdreck» und «hochsträfliche sünde» diffamiert werden musste³⁴, ist leicht einzusehen. Aber man rechnet ja doch auch gleichzeitig damit, dass die erstaunlichen und Staunen machenden Zauberstücklein – unter anderen kulturellen Vorzeichen sozusagen – als Mirakel und Wunder der christlichen Heiligen und Seligen wieder zum Vorschein kommen. «Diese mitten im Winter blühenden oder vom Himmel fallenden Blumen und Früchte», hat Toldo sein Wissen zusammengefasst, «vergegenwärtigen im Leben der Heiligen ziemlich häufige Tatsachen.»³⁵ Die von «Wintergarten»-Bildern und -Szenen (Grün im Winter, Blüten und Blumen im Winter, reife Früchte im Winter) ausgehende «Faszination des Absurden»³⁶ hat, ohne dass man nun allzuviel Wert legen müsste auf die Herkunft der Motive³⁷, über die Jahrhunderte hinweg ihre Wirkung gehabt bis in die jüngste Vergangenheit herein; das sieht man beispielsweise an den Geschichten vom Geistlichen, der im Februar frische Kirschen zu besorgen weiss – Sagen einer unglaublichen Wundertat, wie sie noch Anfang des 20. Jahrhunderts (also nur wenige Jahrzehnte vor dem Zeitpunkt, da solches Wunder alltägliche Supermarkt-Realität werden sollte) in Graubünden aufgezeichnet worden sind.³⁸

Der Horizont der christlich geprägten Vorstellungs- und Glaubenswelt mag selbst noch in die prodigiösen Erzählungen hineingereicht haben, die zunächst ganz säkular daherzukommen scheinen – etwa als wundersame Nachricht über einen Baum, der ausgerechnet in der Christnacht blüht und sofort Früchte trägt: «In dem Stifft Würtzburg sind zweene Bäume, die zu Weynachten natürliche Aepffel tragen, in der Grösse einer Welschen Nuß; um Mitternacht schiessen die Knöpfle, denen folget zur Stunde die Blüte, und gegen Morgen siehet man völlige Aepffel, am folgenden Tage aber ist nichts mehr daran zu finden.»³⁹ Was wie eine harmlos-«curieuse» Geschichte wirkt, hat es doch in christlich-heilsgeschichtlicher

Hinsicht in sich: Der Apfelbaum ist der Paradieses- und der Sündenfallbaum in einem, und die Sündenfallfrucht reift in der Nacht, in welcher der Erlöser geboren wird.

Aber auch dieser ganz offen zutage liegende Zusammenhang mit dem Christenmythos darf den Blick nicht verstellen auf einen Kern, der besagen will, dass der intensive Wunsch, indem er die Hilfe der Überirdischen erfährt und das Naturgesetz der Jahreszeiten überwindet, das Wunder bewirken kann; deshalb findet die schöne und gute Tochter im Märchen von den drei Männlein im Walde, wie anfangs berichtet, Erdbeeren im Schnee.⁴⁰ Ähnliches Glück geschieht armen Kindern, die dem Wilden Mann begegnen, oder Maruschka (auch sie ist schön und gut!) in einem slowakischen Märchen («Über die zwölf Monate»). Sie wird von ihrer hässlichen, launischen und böartigen Stiefschwester Holena in den Winterwald geschickt. Dort kann sie die ihr gestellte, eigentlich unmöglich zu erledigende Aufgabe mit Hilfe von zwölf Männern erfüllen, auf die sie stösst – es sind die zwölf Monate, die für sie die sonst gültige Zeitordnung ausser Kraft setzen. Der Januar gibt dem März den Auftrag, die Veilchen blühen zu lassen; später lässt, nachdem die böse Schwester ein weiteres Wintergelüste geäussert hat, der Juni die Erdbeeren wachsen und reifen; und am Ende sorgt der September für rotbackige Äpfel. Die neidische Holena und ihre Mutter erfrieren schliesslich im Wald, für Maruschka aber erblüht im bescheidenen Hüttchen das kleine Glück.⁴¹



Abb. 4: Der Wilde Mann lässt arme Kinder im Winter Erdbeeren finden.
Illustration von Hedwig Zum Tobel, 1977.

Grün unter dem Eis, Erdbeeren neben dem Gletscher

Das Märchen hatte anschaulich beschrieben, wie Gras und Veilchen unter dem Schnee wuchsen und blühten. Auch die Sage der Alpenländer kannte solche Bilder – freilich mit einer vagen historischen Erinnerung, die ihren Hintergrund abgab: die Erinnerung nämlich an wärmere Zeiten mit grünenden Hochtälern, die durch eine erkaltende Epoche (wir sprechen, historisch gesehen, von der «Kleinen Eiszeit» seit dem 16. Jahrhundert) abgelöst worden seien, welche die grünen und fruchtbaren Täler unter Gletschern begrub⁴²:

Doch Greise künden den Knaben
Mit gläubigem Gemüt,
Daß unter dem Eis vergraben
Ein Rosengarten blüht,
Der Zauber ist zu brechen,
Ins Grün zu wandeln das Eis.
Ein Wort nur ist zu sprechen,
Ein Wort das niemand weiß.⁴³

Die Sagenkreise von der Sennenpuppe, von der Blümlisalp, von der Übergossen-Alpe, vom Verlorenen Tal (oder wie sie sonst noch heissen mögen) deuteten die Vergletscherung als numinose Strafe für einen so oder so gearteten Frevel der Älpler. Doch hielt sie auch ein realhistorischer Wahrheitskern – eben die Erinnerung an wärmere und damit (so musste es im agrarisch-kulturellen Kontext gedeutet werden) glücklichere Zeiten – am Leben. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts – in den Jahren 1778, 1779, 1780 – waren sieben Gensjäger aus dem piemontesischen Gressoney drei Mal zum Monte-Rosa-Hauptkamm aufgestiegen und hatten jedesmal vom später so getauften Entdeckungsfelsen aus nach Nordwesten tief hinunter in ein grünes Tal geblickt, das sie für das Verlorene Tal hielten, von dem sie oft gehört, und das sie nun entdeckt zu haben glaubten. Doch mussten sie bald einsehen, dass es nichts anderes war als das Mattertal, das südliche Walliser Seitental.⁴⁴

Es war in der Tat die Zeit der Entdeckungen angebrochen, an denen die bürgerliche Welt Europas teilhaben konnte; was vorher nur als Paradox hatte gedeutet werden können, zeigte sich nun als in der Natur real vorfindbar. Schon der grosse helvetische Naturforscher Johann Jacob Scheuchzer hatte Anfang des 18. Jahrhunderts daran erinnert, welche Klimaunterschiede man in den Alpen erfahren könne: es sei möglich, «zu Sommerzeit/und zwahr in einem Tag/einen curious [d.h. neugierigen, MSch.] Menschen» die nördlichste und die südlichste Welt zugleich spüren zu lassen, weil man ihn «zu Berggrossen Eisklumpen» zu führen in der Lage sei, «welche ihme vorstellen können die Beschaffenheit der eussersten Nordischen Landen/und in sehr warme Thäler/und ihne also gleichsam transportiren in die Zonam Torridam».⁴⁵ Gegen Ende des Jahrhunderts machte Jean-Jacques Rousseau ein Bild, ein Erlebnis aus dem Wallis, bekannt, das sich unter den



Abb. 5: Das fruchtbare grüne Land wird vom Gletschereis begraben. Illustration von Hugo Grimm, 1925.

Gebildeten Europas alsbald grösster Popularität erfreute: «In Richtung des Sonnenaufgangs erblickte man Frühlingsblumen, nach Süden hin die Herbstfrüchte, im Norden das winterliche Eis: Alle Jahreszeiten vereinte sie [die Natur, MSch.] in einem Augenblick, alle Klimate an einem Ort, gegensätzliche Schauplätze auf demselben Boden.»⁴⁶

Erlebnisberichte aller Art⁴⁷ hämmerten dieses faszinierende Bild von den Jahreszeiten, die an *einem* Ort zusammentreffen, fest in die Gedächtnisse ein und in den Metaphernschatz der Schriftsteller. Bald gehörte es zum festen Handbuchwissen über Gletscher, dass «man sie mit der einen Hand berühren, und mit der andern auf herrlich grünen, üppigen Wiesen Blumen pflücken» könne.⁴⁸ Das schönste Bild aber des beeindruckenden und Staunen machenden Kontrastes war ganz sicher dasjenige der roten Erdbeeren neben dem gleissend weissen oder gläsern-grünlichen Eis. Christian Cay Lorenz Hirschfeld hatte es schon 1776 verwendet (er berichtete seinem Lesepublikum, dass man am Gletscher «mit einem Fuss auf Eis, und mit dem andern auf einen grünen Boden treten kann, der Erdbeeren trägt»⁴⁹), und fortan blitzte es stets dann auf, wenn die natürliche Absurdität des Gletschers vor Augen geführt werden sollte.⁵⁰ In fast hymnischen Worten, die wie die biblische Verheissung eines alttestamentlichen Propheten klingen, steigerte Johann Rudolf Wyß seine Bilder des Aufstiegs ins Hochgebirge («wenn ein Kündiger den Unkundigen nach unsern Hochgebirgen begleitet»):

[...] ich führe dich zu den höchsten Bergkolossen der alten Welt [...]. Ich führe dich in die älteste Werkstätte der Natur [...]. Ich führe dich an die Wiege der Flußgötter, die halb Europa tränken und bewässern. Ich führe dich an einem und demselben Tag aus der sengenden Wärme Spaniens nach der Kälte der Spitzbergen oder Lapplands, und von der Weinrebe, von dem Kastanienbaum, zur Alprose, von der Alprose zur letzten ärmlichen Steinflechte, die an den obersten Grenzen alles Lebens gedeiht. Du sollst Geruch finden an Blumen, die dir im Thale duftlos sind; du sollst Erdbeeren am Rande von ewigem Eise pflücken.⁵¹

Doch die hohe Sprache kann ja nicht verbergen, dass die *neue* Erfahrung des Menschen, der die Welt zu Ende entdeckt, eine höchst irdische, eine <Erd>-Erfahrung ist. Die Erdbeeren am Eise kommen nicht mehr durch Märchenwünsche zustande oder durch Wunder oder durch Zauberei; sie sind vielmehr naturgesetzlich erklärbare, sie sind damit letztlich auch herstellbare Objekte geworden. Georg Christoph Lichtenberg hat diesen Sprung der Menschheit von der alten mythischen Welt in die moderne naturgesetzlich ausgesteuerte Erfahrungswelt in zwei knappen <hingesudelten> Sätzen zum Ausdruck zu bringen versucht, welche das alttestamentliche Wunder kontrastieren mit den Fortschrittserfolgen der menschlichen Neugierde. Er vergleicht die Eismauern der Gletscher mit den Wassermauern des Jordan, die Josua und das Volk Israel mitsamt der Bundeslade trockenen Fusses durch den Fluss ziehen liessen⁵²: «Josua sah das Wasser wie Mauern. Das sehn wir täglich bei den Gletschern.» Und in einem zweiten Vergleich erinnert er an das Wunder anlässlich des Auszugs aus Ägypten, als Mose mit dem Volk Israel durchs trockengelegte Rote Meer hindurchzog⁵³, und er steigert das Gletscherbild, indem er bunte Blumen («Klapperrosen», das heisst Klatschmohn) und Erdbeeren am Gletscher imaginiert: «Die Klapperrosen oder Erdbeeren zwischen Gletschern. Das Rote Meer mit dem Wasser wie Mauern.»⁵⁴ Knapper, kühler kann man Entmythisierung nicht betreiben.

Doch war solche Entmythisierung nicht nur ein Vorhaben der aufklärerischen Erkenntnissuche; sie wurde bald auch von der kommerziellen Bedürftigkeit des Alltags der Äpler betrieben. Diese konnten darauf bauen, dass die gebildeten Reisenden im Bilde waren über die Gebirgs-erdbeeren (samt zugehörigem Mythos), und so begegnen uns in den Berichten fortan die süßen roten Früchte. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, damals noch Hauslehrer in Bern, reiste im Sommer 1796 ins Berner Oberland und beklagte sich im Tagebuch: «Man wird von Kindern überlaufen, die den Reisenden Blumen, Erdbeeren u.s.w. anbieten, oder auch ohne etwas dergleichen betteln.»⁵⁵ Der Geograph Carl Ritter erinnert sich an das Jahr 1812 im Montblanc-Gebiet und an Kinder, die «einen frischen Trunk Milch, einen Teller voll Beeren, oder dergleichen» bringen; der Naturgelehrte, Arzt und Maler Carl Gustav Carus, der 1821 von Chamonix aus den Montanvert bestieg, begegnete Kindern «mit reinlichen Körbchen, worin sie Milch, Wasser, Erdbeeren, Kirschwasser und dergleichen dem Wanderer entgegentrugen».⁵⁶ Der grandiose Genfer Zeichner Rodolphe Töpffer gar hat uns die Zeichnung einer Bude mit solchen Erfrischungswaren hinterlassen, auf die er auf dem Weg zur Scheidegg gestossen war.⁵⁷ Doch ging es im Alpenland Schweiz am Ende nicht

anders als im Tiroler Zillertal: Es wurden nämlich die Ding-Waren ersetzt durch folkloristische Kultur-Waren. Als der dänische Schriftsteller Hans Christian Andersen im Jahre 1846 ins Lauterbrunnental kam, bot man ihm Jodler statt habhafter Erfrischungen; «es hätte», schreibt er, «alles heilig, still und gut sein können, wenn man nicht überall von Bettlern verfolgt worden wäre, sie jodelten und jodelten, als sei dies ein Präludium der Bettelei.»⁵⁸ Mag sein, dass sich mit der Präsentation alpiner Folklore leichter und sicherer Geld verdienen liess als mit der Darbietung mühsam zusammengeklauter Beerlein in begrenzter Jahreszeit; mag auch sein, dass sich der Mythos der Erdbeeren am Gletscherrand aufgezehrt hatte. Wir konstatieren Ernüchterung; die Anlässe zum Staunen schwanden.

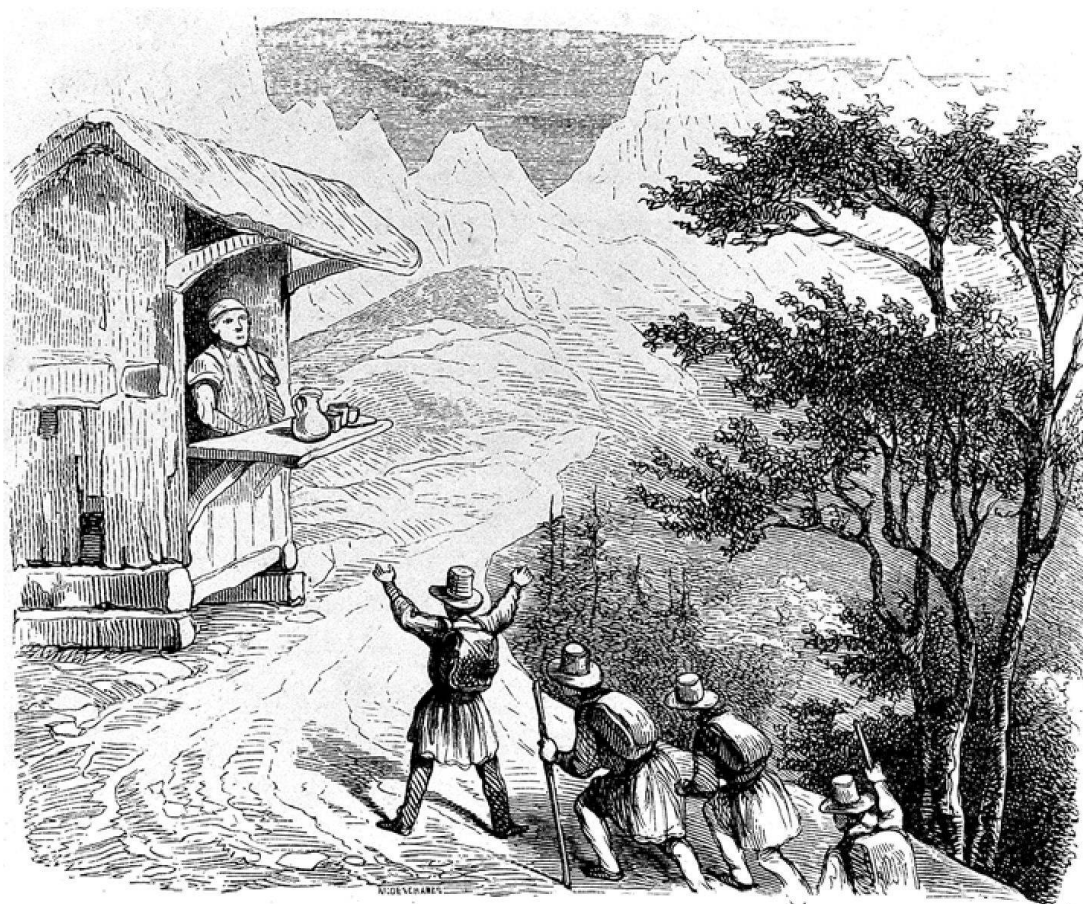


Abb. 6: Verkaufsbude am Weg zur Scheidegg, 1844. Holzstich nach einer Zeichnung von Rodolphe Töpffer.

Supermarkt; Abgewöhnung des Staunens; weiterhin aber: das Bild

«Entzauberung der Welt» ist auch hier das fruchtbare Stichwort, das Max Weber schon vor einem Jahrhundert in die Debatte geworfen hat⁵⁹ – eine Entzauberung, die (nochmals ein gutes Jahrhundert zuvor) anfangs allein schon durch den Ein-

satz bedeutender Geldmittel ins Werk gesetzt werden konnte. Schon um 1740 spottete Tharsander (der brandenburgische Geistliche Georg Wilhelm Wegener) in seinem Kommentar zu den Wintergarten-Zaubereien des Albertus Magnus: «Das sind ja so wichtige Dinge nicht. Hat man dann nicht eher an den Höfen grosser Herren mitten im Winter den Frühling oder Herbst vorgestellt? Ich habe dergleichen in Berlin gesehen/wozu die Bäume aus den Orangerien gebraucht wurden. An singenden Vögeln kan es dazu im Winter auch nicht fehlen/weil dergleichen gnug in den Kefichten aufbehalten werden.»⁶⁰ Doch derlei Wunder sollten bald noch gesteigert werden. Als der Klagenfurter Fürstbischof Salm im Sommer des Jahres 1800 in der eigens zur Ersteigung des Glockners hart am Gletscher errichteten Hütte, einem wahren «Alpenpalast», «ein fürstliches Mahl» herrichten liess und seiner Equipage – den gelehrten Adligen, den bürgerlichen Wissenschaftlern, aber auch den «Bauern» (den Trägern und Führern) – vorführte, war das gewiss ein ausserordentliches und in der Regel nur einer bestimmten Klasse vorbehaltenes Ereignis: Das «seltenste auserlesenste Obst zierte hier an der Grenze des ewigen Eises den Nachtschisch, und Champagner und Tokayer und Malaga quoll hier, als kelterte man ihn vom nahen Gletscher»⁶¹; auf den Tischen wurden (das wird ausdrücklich berichtet) «Pfirsiche, Feigen, Melonen und Ananasfrüchte» serviert.⁶² Ein solches «Wunder» war nun, im Horizont einer «Globalisierung», die man unter Einsatz beträchtlicher Mittel schon herbeizuzwingen vermochte, möglich und praktikierbar geworden.

Heute aber, zwei Jahrhunderte später, sind die alten Wintergarten-Mirakel endgültig entzaubert, der Supermarkt bietet die südlichen Früchte gefroren oder gar frisch das ganze Jahr über an⁶³, der verlockende Traum ganzer Jahrhunderte – Erdbeeren im Winter! – ist trivial geworden. Die Früchte sind jetzt stets verfügbar⁶⁴, sie sind zuhanden, das früher nur zu Erträumende ist machbar geworden, das Unerwartete hat sich ins Erwartbare verformt. Die Betrachtung dieses Prozesses der Gewöhnung ans Machbare zeigt, dass sein Resultat nichts anderes ist als kulturelle Blasiertheit: Man *kann* nicht mehr staunen – und zwar keineswegs infolge eines moralischen Defektes, sondern aufgrund der Erfahrungen der tatsächlichen Lebenslage.

Schopenhauer hat diese Entwicklung erahnt, er hat das Glücksversprechen der modernen Zivilisation heraufdämmern sehen und seine Enttäuschung erwartet.⁶⁵ Ein anderer grosser Skeptiker, Wilhelm Busch, hat solche Befürchtungen nur wenige Jahrzehnte später in Reimsprache zu fügen gewusst:

Wonach du sehnlich ausgeschaut,
Es wurde dir beschieden.
Du triumphierst und jubelst laut:
Jetzt hab ich endlich Frieden!

Ach, Freundchen, rede nicht so wild.
Bezähme deine Zunge.
Ein jeder Wunsch, wenn er erfüllt,
Kriegt augenblicklich Junge.⁶⁶

Sigmund Freud, der (auch weil er einer späteren Generation angehörte) wie kein anderer die Historizität der modernen Glückserwartung begriffen hatte, sah das Problem in der Ambivalenz der Gottähnlichkeitsphantasien der Menschen: Trotz aller Fortschritte seien sie nicht glücklich; ihre Unruhe, ihr Unglück, ihre Angststimmung resultierten nicht zuletzt aus dem Wissen, dass zu den Potenzen der modernen Zivilisation eben auch die Selbstausrottung der Menschheit gehöre⁶⁷ – nur am Rande darf daran erinnert werden, dass der alte Hinweis auf die mögliche Gefährlichkeit der Erdbeeren eigentümliche Aktualität erhält weniger durch Berichte über chemische Giftbelastungen der Supermarktf Früchte als vielmehr durch Überlegungen zum «ökologischen Gift» ihrer Produktion und Distribution.

Freilich erhebt sich am Ende auch die Frage, ob nur diese historische Variante des kulturellen Versuchs, sich des Glückes zu versichern, in der Enttäuschung endet, oder ob nicht *alle* allzu familiär gewordene Glückserwartung von Anfang an durchwurmt ist; es darf also die Frage gestellt werden, ob Glück, weil es ja unerwartet und unverdient, also auch nicht errechenbar daher kommen muss, nicht von vornherein jenen eigentümlichen Glanz an sich hat, den die protestantische Theologie der Reformation als Gnade bezeichnet hat. Poeten und poetisch gestimmte Philosophen haben deshalb die Ortlosigkeit des Glücks betont («Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück»⁶⁸), seine unberechenbare Freiheit und Herrenlosigkeit («Glück begehrt ich von Gott, doch herrenloses») und seine Alltags- und Wirklichkeitsferne (nochmals mit dem bäuerlichen Dichter Christian Wagner: «nur Glück aus dem Schoße der Gottheit, / Fernher kommend und schön, rotblumig gleich Oleander»⁶⁹). So wird also Glück weiterhin in den Träumen, in der Poesie, in Bildern zu finden sein. Und eines jener Bilder, die auch von den Trivialitäten der Verkaufsbude und des Supermarkts nicht korrumpiert werden können, bleibt bezeichnet mit der Unterschrift: Erdbeeren im Winter.



Abb. 7: Walderdbeere. Holzschnitt 1546.

Bildnachweis

- Abb. 1: Theodor Preuß: Tiersagen, Märchen und Legenden. In Westpreußen gesammelt. Danzig 1912, S. 26 (zu: Linchen und Pinchen).
 Abb. 2: Jacob und Wilhelm Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Gesamtausgabe mit allen Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Hg. von Hans-Jörg Uther. 1. Band. München 1997, S. 72.
 Abb. 3a und b: Bildarchiv Foto Marburg, 651.083 und 651.084.
 Abb. 4: Karl Haiding: Alpenländischer Sagenschatz. Wien, München 1977, S. 188.
 Abb. 5: Fr. Linder: Aus den Hohen Tauern. Tiroler Volkssagen. Innsbruck, Wien, München 1925, S. 63.
 Abb. 6: Rodolphe Topffer [sic!]: Voyages en zigzag [...]. Paris 1844, S. 305.
 Abb. 7: Heinrich Marzell: Die Pflanzen im deutschen Volksleben. Jena 1925, S. 29.

Anmerkungen

- ¹ Ernst Bloch: Entfremdung, Verfremdung. In: ders.: Verfremdungen I. Frankfurt am Main 1962, S. 81–90, hier: S. 85.
- ² Nr. 13 der Kinder- und Hausmärchen. Vgl. z.B. Jacob und Wilhelm Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Gesamtausgabe mit allen Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Nach der Großen Ausgabe von 1847 hg. von Hans-Jörg Uther. 2 Bände. München 1997, hier: Band 1, S. 70–75.
- ³ Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. 4. Band, 1. Abt., 5. Teil. Leipzig 1958, Sp. 226–276, hier: Sp. 230 (Zusammensetzungen bis Sp. 429!).
- ⁴ Karl Friedrich Wilhelm Wander (Hg.): Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. 1. Band. Leipzig 1867. Reprint Darmstadt 1964, Sp. 1731–1774 (Zusammensetzungen bis Sp. 1781!).
- ⁵ Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. 1. Band (1. Aufl. 1818). Nach der 3. Aufl. (1859). Zürich 1988, S. 417, 416.
- ⁶ Ders.: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften. 1. Band (1851). Zürich 1988, S. 404 (im Kap. 5: Paränesen und Maximen).
- ⁷ Ders.: Die Welt als Wille und Vorstellung. 1. Band (wie Anm. 5), S. 418.
- ⁸ Friedrich Nietzsche: Menschliches, Allzumenschliches (1878, Neue Ausgabe 1886). 1. Band. In: ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. 2. Aufl. München usw. 1988. 2. Band, S. 339 (§ 591).
- ⁹ Ders.: Also sprach Zarathustra I–IV (1883–1886). In: ders.: Sämtliche Werke (wie Anm. 8). 4. Band, S. 213 (Zarathustra III).
- ¹⁰ Ebd., S. 358 (Zarathustra IV).
- ¹¹ A. Schopenhauer: Parerga und Paralipomena (wie Anm. 6). 2. Band, S. 501 (Kap. XXVI: Psychologische Bemerkungen, § 312).
- ¹² Johanna Schopenhauer: Jugendleben und Wanderbilder (1839). Berlin 2008, S. 126 f.
- ¹³ Ebd., S. 127. Kursivsetzung im Original.
- ¹⁴ Vgl. Ernst Bloch: Die Angst des Ingenieurs (1929). In: ders.: Verfremdungen I (wie Anm. 1), S. 163–176, hier: S. 163.
- ¹⁵ Friedrich Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft (1886). In: ders.: Sämtliche Werke (wie Anm. 8). 5. Band, S. 91 (4. Hauptstück: Sprüche und Zwischen-spiele, 103).
- ¹⁶ Wie Anm. 6.
- ¹⁷ Vgl. Sigmund Freud: Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit (1916). In: ders.: Schriften zur Kunst und Literatur. Frankfurt am Main 1987, S. 229–253 (II. Die am Erfolge scheitern, S. 236–251).
- ¹⁸ E. Bloch: die Angst des Ingenieurs (wie Anm. 14), S. 164; ders.: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt am Main 1959, S. 348.
- ¹⁹ Zu den botanischen und den regionalen Bezeichnungen im Deutschen vgl. Heinrich Marzell (u.a.): Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. 2. Band. Leipzig 1972, Sp. 457–471.
- ²⁰ Karl Löber: Pflanzen des Grenzgebietes von Westerwald und Rothaar. Ihre Stellung im Volksleben und die Geschichte ihrer Erforschung. Göttingen 1972, S. 212–214. Ebd., S. 214: «In den Wohlstandsjahren nach 1950 ist das Erdbeersuchen fast ganz abgekommen.»

- ²¹ Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher. Hg. von Wolfgang Promies. 2. Band. München 2005, S. 697 (Nr. 10), 722 (Nr. 178), vgl. auch S. 753 (11. Juni 1792, Nr. 336), 782 (11. Juni 1793, Nr. 487), 806 (19. Mai 1794, Nr. 634).
- ²² Vgl. Winkler: Paradies. In: Hanns Bächtold-Stäubli (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 6. Band. Berlin, Leipzig 1934/35, Sp. 1400–1458, hier: Sp. 1414f.
- ²³ Vgl. Jungwirth: Jagd, Jäger. Ebd., 4. Band. Berlin, Leipzig 1931/32, Sp. 575–593, hier: Sp. 580; Paul Sartori: Johannes der Täufer (24. Juni). Ebd., Sp. 704–727, hier: Sp. 708.
- ²⁴ Vgl. Will-Erich Peuckert: Westalpensagen. Berlin 1965, S. 26 (Nr. 22: Die Källi-Erdbeeren).
- ²⁵ P. Sartori: Johannes des Täufer (wie Anm. 23), Sp. 708. Vgl. auch Bernhard Kummer: Kind. Ebd., Sp. 1310–1341, hier: Sp. 1341; Marianne Beth: Mutter. Ebd., 6. Band (wie Anm. 22), Sp. 694–700, hier: Sp. 695; Paul Geiger: Trauer. Ebd., 8. Band. Berlin, Leipzig 1936/37, Sp. 1130–1140, hier: Sp. 1136. – Vgl. auch Carl Mengis: rot. Ebd., 7. Band. Berlin, Leipzig 1935/36, Sp. 792–834 (rotes Muttermal des Neugeborenen nach Erdbeergenuß der Schwangeren).
- ²⁶ Vor allem Heinrich Marzell hat stets auf die unterschiedliche Bedeutung der Erdbeere für Frauen und Männer hingewiesen (für die einen schädlich, für die anderen gesund) wie auch auf die prekären Zeiten Menstruation und Schwangerschaft. Vgl. z. B. H. Marzell: Bayerische Volksbotanik. Volkstümliche Anschauungen über Pflanzen im rechtsrheinischen Bayern. Nürnberg o. J. (1925), S. 49; ders.: Die Pflanzen im deutschen Volksleben. Jena 1925, S. 28; ders.: Erdbeere. In: H. Bächtold-Stäubli (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 2. Band. Berlin, Leipzig 1929/30, Sp. 892–895, hier: Sp. 893; ders.: Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen (1938). Darmstadt 1967, S. 102f. – Ein Fingerzeig auch der Vergleich aus dem späten 18. Jahrhundert: O Wäzlein, erdbeergleich! Vgl. J. und W. Grimm: Deutsches Wörterbuch (wie Anm. 3). 3. Band. Leipzig 1862, Sp. 747 (Lemma ‚erdbeergleich‘).
- ²⁷ Vgl. Carl Spitteler: Xaver Z’Gilgen. In: ders.: Meistererzählungen. 2. Aufl. Zürich 1992, S. 5–20.
- ²⁸ In den Bereich des Geheimnisvollen gehören bis heute auch die riesigen Erdbeerfrüchte auf dem Gemälde Hieronymus Boschs, das unter dem Titel «Der Garten der Lüste» bekannt geworden ist. Die Literatur- und Deutungslage ist komplex. Zu einigen Deutungsansätzen vgl. Elizabeth Mc Grath: Von den «Erdbeeren» zur «Schule von Athen». Titel und Beschriftungen von Kunstwerken der Renaissance. In: Vorträge aus dem Warburg-Haus. 2. Band. Berlin 1998, S. 117–188, hier: S. 123–125. Diesen Hinweis verdanke ich Frau Prof. Dr. Monika Wagner, Hamburg. – Zur ikonologischen Bedeutung der Erdbeere vgl. auch Ute Braun in: Engelbert Kirschbaum (Hg.): Lexikon der christlichen Ikonographie. 1. Band. Rom usw. 1968, Sp. 656f.
- ²⁹ Vgl. J. und W. Grimm: Deutsches Wörterbuch. 14. Band, 2. Abt. Leipzig 1960, Sp. 439f. (Lemma «Wintergarten»).
- ³⁰ Vgl. dazu Max Lüthi: Absurdität. In: Kurt Ranke (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. 1. Band. Berlin, New York 1977, Sp. 36–40; Kurt Ranke: Ad absurdum führen. Ebd., Sp. 79–85.
- ³¹ Vgl. z. B. [Henning Groß:] Magica, Daß ist: Wunderbarliche Historien Von Gespenstern vnd mancherley Erscheinungen der Geister [...]. Eisleben o. J. [1600], S. 105; Ursula Brunold-Bigler: Teufelsmacht und Hexenwerk. Lehrmeinungen und Exempel in der «Magiologia» des Bartholomäus Anhorn (1616–1700). Chur 2003, S. 190. – Frau Dr. Doris Boden, Göttingen, danke ich an dieser Stelle für vielfältige Hilfe zum Wintergarten-Thema!
- ³² Vgl. Historia von D. Johann Fausten. Text des Druckes von 1587 [...]. Hg. von Stephan Füssel und Hans-Joachim Kreutzer. Stuttgart 1988, S. 106f.; Edda Fischer: Die «Disquisitionum magicarum libri sex» von Martin Delrio als gegenreformatorische Exempel-Quelle. Frankfurt am Main 1975, S. 124, 335.
- ³³ Giovanni Boccaccio: Das Dekameron. Übertragung von Karl Witte, durchgesehen von Helmut Bode. München 1965, S. 771–776, hier: S. 772f.
- ³⁴ Stimmen, die ich zitiere nach Will-Erich-Peuckert: Der Wintergarten. In: Die Nachbarn. Jahrbuch für vergleichende Volkskunde. 3. Band. Göttingen 1962, S. 94–110, hier: S. 94f.
- ³⁵ Pietro Toldo: Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter. Kap. 18 (Pflanzen) in: Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 8/1908, S. 48–60, hier: S. 49.
- ³⁶ Ein Ausdruck von Max Lüthi: Absurdität (wie Anm. 30), Sp. 38.
- ³⁷ Das spricht nicht gegen Will-Erich Peuckerts Vermutung, das Wintergarten-Motiv könnte aus «dem alten Orient» stammen und habe sich in Europa um das Jahr 1300 eingebürgert. W.-E. Peuckert: Der Wintergarten (wie Anm. 34), S. 110.
- ³⁸ Vgl. Arnold Büchli: Mythologische Landeskunde von Graubünden. Ein Bergvolk erzählt. 2. Teil Aarau 1966, S. 450f., 466f.

- ³⁹ P. L. Berckenmeyer: Vermehrter Curieuser Antiquarius [...]. 5. Aufl. Hamburg 1720, S. 513. Ähnliche Beispiele ebd., S. 554, 627f., 764f.; vgl. auch Ernst Heinrich Rehermann: Das Predigt-exempel bei protestantischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts. Göttingen 1977, S. 287f. Tubach hat das Motiv mit der Nummer 315 versehen: Frederic C. Tubach: Index exemplorum. A Handbook of Medieval Religious Tales. Helsinki 1969, S. 30.
- ⁴⁰ Obwohl Erzählungen (als kulturelle Symptome) in meinem Argumentationsgang eine wichtige Rolle spielen, ist mein Interesse doch ein anderes als das der üblichen volkskundlichen Erzählforschung, die unendlichen Stoff zusammengetragen und zahlreiche Vergleiche angestellt hat. Dazu nur ein paar erste, spärliche Hinweise: Johannes Bolte, Georg Polívka: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. 1. Band. Leipzig 1913, S. 99–109; Albert Wesselski: Versuch einer Theorie des Märchens. Reichenberg i. B. 1931, S. 75–79; Walter Scherf: Lexikon der Zaubermärchen. Stuttgart 1982, S. 71–74; Hans-Jörg Uther: The Types of International Folktales. A Classification and Bibliography. Part I: Animal Tales, Tales of Magic, Religious Tales (= FF Communications No. 284). Helsinki 2004, S. 236–238 (im Kap. Tales of Magic).
- ⁴¹ Vgl. z.B. Karl Haiding: Alpenländischer Sagenschatz. Wien, München 1977, S. 187f. (Nr. 158). – Zu Maruschka vgl. z.B. Robert Michel, Cäcilie Tandler: Slowakische Märchen. Wien 1944, S. 21–29; Paul Nedo: Die gläserne Linde. Westslawische Märchen. Bautzen 1972, S. 149–155; Viera Gašparíková: Slowakische Volksmärchen. Kreuzlingen, München 2000, S. 61–70.
- ⁴² Vgl. dazu Martin Scharfe: Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850. Wien, Köln, Weimar 2007, S. 84.
- ⁴³ So heisst es in einem Gedicht des einst hochgeschätzten Rudolf Baumbach (1840–1905). Ich zitiere nach Theodor Wundt: Hinauf! Etwas zum Sinnieren für nachdenkliche Alpenwanderer. Stuttgart 1913, S. 28.
- ⁴⁴ Vgl. Joseph Zumstein: Beschreibung der fünf Reisen auf die Spitzen des Monte-Rosa, ausgeführt in den Jahren 1819 bis 1822. In: Ludwig von Welden (Hg.): Der Monte-Rosa. Eine topographische und naturhistorische Skizze. Wien 1824, S. 95–162, hier: S. 123f.
- ⁴⁵ Johann Jacob Scheuchzer: Helvetiae Stoicheiographia (1716), I, S. 32; ich zitiere nach Margrit Wyder: Kräuter, Kröpfe, Höhenkuren. Die Alpen in der Medizin – Die Medizin in den Alpen. Texte aus zehn Jahrhunderten. Zürich 2003, S. 107.
- ⁴⁶ In der «Neuen Heloise»; ich zitiere nach Claude Reichler: Entdeckung einer Landschaft. Reisende, Schriftsteller, Künstler und ihre Alpen. Aus dem Französischen von Rolf Schubert. Zürich 2005, S. 91.
- ⁴⁷ Vgl. z.B. den Bericht der Brüder Meyer aus Aarau über die Finsteraarhorn- und Jungfrauhorn-Ersteigung im Jahr 1812, die «in des Sommers Mitte den langweiligsten Wintertag» und auf dem Gletscher einen glutheissen Tag erleben. Heinrich Zschokke (Red.): Reise auf die Eisgebirge des Kantons Bern und Ersteigung ihrer höchsten Gipfel; im Sommer 1812. In: Miscellen für die Neueste Weltkunde, Jg. 1813, hier: S. 207, 215.
- ⁴⁸ Robert Glutz-Blotzheim: Handbuch für Reisende in die Schweiz. 5. verb. Aufl. Zürich 1823, S. 222.
- ⁴⁹ Christian Cay Lorenz Hirschfeld: Briefe die Schweiz betreffend. 2. verm. Aufl. Leipzig 1776; ich zitiere nach Richard Weiss: Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Horgen-Zürich, Leipzig 1933, S. 62.
- ⁵⁰ Vgl. z.B. die Mitteilung des Malers König, dass der Grindelwaldgletscher am Ende des 18. Jahrhunderts so weit ins Tal heruntergereicht habe, «daß man mit dem einen Arm an das Eis gelehnt, mit der andern Hand Erdbeeren pflücken konnte». Franz Niclaus König: Reise in die Alpen. Bern 1814, S. 32.
- ⁵¹ Johann Rudolf Wyß: Reise in das Berner Oberland. 1. Band. Bern 1816, S. 20f.
- ⁵² «Da nun das Volk auszog aus seinen Hütten, daß sie über den Jordan gingen, und die Priester die Lade des Bundes vor dem Volk her trugen und an den Jordan kamen und ihre Füße vorn ins Wasser tauchten (der Jordan aber war voll an allen seinen Ufern die ganze Zeit der Ernte), da stand das Wasser, das von oben herniederkam, aufgerichtet auf *einem* Haufen» (Josua 3, 14–16, Luther-Text).
- ⁵³ «Da nun Mose seine Hand reckte über das Meer, ließ es der Herr hinwegfahren durch einen starken Ostwind die ganze Nacht und machte das Meer trocken; und die Wasser teilten sich voneinander. Und die Kinder Israel ging hinein, mitten ins Meer auf dem Trockenen; und das Wasser war ihnen für Mauern zur Rechten und zur Linken.» (2. Mose 14, 21 und 22, Luther-Text).
- ⁵⁴ Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher (wie Anm. 21). 1. Band, S. 655 (Heft J, 1789–1793, Nr. 27), 800 (ebd., Nr. 1052).

- ⁵⁵ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Reisetagebuch Hegel's durch die Berner Oberalpen 1796. In: Karl Rosenkranz: Georg Wilhelm Friedrich Hegels Leben (1844). Darmstadt 1963, S. 470–490, hier: S. 476. Zu Hegels scharfer Analyse der Beutelschneiderei vgl. M. Scharfe: Berg-Sucht (wie Anm. 42), S. 36.
- ⁵⁶ Carl Ritter: Montblanc. Geographisch-historisch-topographische Beschreibung zu K. W. Kummer's Stereorama oder Relief des Montblanc-Gebirges und dessen nächster Umgebung (1824). Stühlingen an der Wutach 2008, S. 37; Carl Gustav Carus: Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten (1865/66). 1. Band. Weimar 1966, S. 370.
- ⁵⁷ Vgl. Rodolphe Topffer [sic!]: Voyages en zigzag/ou excursions/d'un pensionnat/en vacances/dans les cantons suisses et sur le revers italien des Alpes. Paris 1844, S. 305.
- ⁵⁸ Hans Christian Andersen: Meines Lebens Märchen. Das Leben des Dichters von ihm selbst erzählt. Weimar 1964, S. 452. – Zum folklorisierten Zillertal vgl. Utz Jeggle, Gottfried Korff: Homo Zillertaliensis oder Wie ein Menschenschlag entsteht. Etappen auf dem Weg zum Fremdenverkehrszentrum Zillertal. In: Der Bürger im Staat. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg 24/1974, S. 182–188.
- ⁵⁹ Vgl. z. B. Max Weber: Wissenschaft als Beruf (1919). 7. Aufl. Berlin 1984, S. 17f.
- ⁶⁰ Zit. nach W.-E. Peuckert: Der Wintergarten (wie Anm. 34), S. 95. – Zu Tharsander vgl. Rainer Alsheimer: Tharsander. In: Rolf Wilhelm Brednich u. a. (Hg.): Enzyklopädie des Märchens (wie Anm. 30). 13. Band. Berlin, New York 2009, Sp. 467–470.
- ⁶¹ Sigismund von Hohenwart: Tagebuch des Herrn Sigmund [sic!] von Hohenwart, Generalvicars des Herrn Fürstbischöfes von Gurk; geschrieben auf seiner Reise nach dem Glockner im Jahre 1800. In: Joseph August Schultes: Reise auf den Glockner, an Kärnthens, Salzburgs und Tyrols Grenze. 2. Band. Wien 1804, S. 196–258, hier: S. 218.
- ⁶² Ebd., S. 204.
- ⁶³ Auf dem Passauer Volkskundekongress 1993 hatte ich dafür plädiert, das seinerzeit im ökologischen Kontext diskutierte Beispiel des Erdbeer-Joghurts als *kulturwissenschaftliches* Thema zu begreifen. Vgl. Martin Scharfe: Wie die Lemminge. Kulturwissenschaft, Ökologie-Problematik, Todestriebdebatte. In: Rolf W. Brednich, Walter Hartinger (Hg.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses Passau. Passau 1994, S. 271–295, hier: S. 282.
- ⁶⁴ Ich werde nicht müde, darauf hinzuweisen, dass Hermann Bausinger schon Anfang der sechziger Jahre das Phänomen der «Verfügbarkeit der Güter» als Charakteristikum der Kultur der Moderne beschrieben hat. H. Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Stuttgart 1961, S. 63–75.
- ⁶⁵ Vgl. Anm. 5–7.
- ⁶⁶ Die Überschrift des Gedichts lautet: «Niemals.» Ich zitiere nach Wilhelm Busch: Und überhaupt und sowieso. Reimweisheiten. Hg. von Günter Stolzenberger. 3. Aufl. München 2008, S. 109. – Ganz ähnlich ebd., S. 143 der Spruch: «Erfüllte Wünsche kriegen Junge, viele wie die Säue.»
- ⁶⁷ So die berühmten Schlussüberlegungen aus dem Jahr 1931 in Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur (1930). In: ders.: Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften. Frankfurt am Main 1994, S. 29–108, hier: S. 108.
- ⁶⁸ E. Bloch: Das Prinzip Hoffnung (wie Anm. 18), S. 206 (Zwischenüberschrift im Kapitel 16).
- ⁶⁹ Christian Wagner: Gesammelte Dichtungen. Hg. von Otto Güntter. 2. Aufl. Stuttgart 1918, S. 33 («Glück, herrenloses»).